

ch Reihe an den Schulen | Collection ch dans les écoles | Collana ch nelle scuole

Rebecca GISLER
D'Oncle / Vom Onkel

Original / Original : D'Oncle

Éditions Verdier, Paris, 2021

122 Seiten / pages

€ 122

ISBN 978-2-37856-113-0

www.editions-verdier.fr

Übersetzung / Traduction: Vom Onkel

Atlantis Literatur, Zürich, 2023

Übersetzt von / traduit par Rebecca Gisler

144 Seiten / pages

CHF 30.00

ISBN 978-3-7152-5003-8

www.atlantisliteratur.ch

Die Autorin



@ René Ruis

Rebecca Gisler, geboren 1991 in Zürich, studierte von 2011 bis 2014 am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel und absolvierte anschließend den Master-Studiengang Création littéraire an der Universität Paris 8.

Sie schreibt auf Deutsch und auf Französisch; Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in zahlreichen Zeitschriften und Anthologien; Mitorganisatorin der Reihe Teppich im Literaturhaus Zürich.

Ihr Debütroman *Vom Onkel*, den sie selbst aus dem Französischen ins Deutsche übertragen hat, erschien im Herbst 2021 unter dem Titel *D'onde* in Frankreich und wurde für mehrere Literaturpreise, u.a. für den Prix Les Inrockuptibles, nominiert. Mit einem Auszug aus der deutschen Fassung gewann sie 2020 den Open Mike in Berlin.

Rebecca Gisler lebt in Zürich und Paris.

Rebecca GISLER

Vom Onkel



Früher, wenn der Onkel Indianerschmuck und Piratenschwerter gebastelt hatte, waren sie wie drei Kinder, hier im Garten, den ganzen Sommer lang. Jetzt pfeift der Onkel aus allen Löchern, obwohl er erst 52 ist, und Nichte und Neffe haben kurzerhand beschlossen, in das weiße Haus mit den blauen Läden zu ziehen. Eine WG in der Bretagne, am Ende der Welt. Der Onkel badet nie, mit der Metallplatte in seiner Hüfte schafft er es nicht mehr über die Felsen ans Meer. Höchstens fährt er mit dem Roller zum Supermarkt, wo es Wurst und Cola gibt. Aber am liebsten bleibt er in seinem Zimmer – Betreten verboten! – und schaut fern, auch wenn die Antenne vom Dach gekommen ist. Während der Bruder sich die meiste Zeit den Blattläusen an den vier frisch gepflanzten Obstbäumen widmet, beginnt die Schwester, den Onkel zu umkreisen, erkundet seine in dreißig Jahren Alleinleben entwickelten Eigenarten. Nach und nach breitet sich eine etwas ungemütliche Familienlandschaft aus, in der ein Wohnblock in einem Pariser Vorort und ein Haus am Hang in der Schweiz geografische Fixpunkte sind und wo, wie es sich fast nebenbei erzählt, einen Bruder zu haben ein einziger Segen war.

Ein flimmerndes, vielschichtiges wie berührendes Debüt, das mit originellen Figuren besticht und durch seinen rhythmischen erzählerischen Atem einen starken Sog auslöst.

Pressestimmen

»Der Roman von Rebecca Gislér hat dadurch etwas Schwebendes, von dem man sich gerne Seite für Seite tragen lässt.« Katja Schönherr / Schweizer Radio SRF

»Nur allmählich begreift man, dass in der Munterkeit noch eine zweite Melodie mitschwingt, in Moll freilich, und dass in diesem Onkelhaus jedes Zimmer einen doppelten Boden hat.« Roman Bucheli / Neue Zürcher Zeitung

»Rebecca Gislérs Debütroman Vom Onkel beeindruckt mit eigenwilliger Sprache und sonderbarem Figureninventar.« Schweizer Buchjahr



Die Sopranistin Barno Ismatullaeva (links) in der Rolle der Cio-Cio-San (Madame Butterfly), zusammen mit der Mezzosopranistin Annalisa Stroppa als Suzuki. EDDY RISCH / KEYSTONE

Schaulust auf der Seebühne

Der Opernhaus-Zürich-Intendant Andreas Homoki inszeniert an den Bregenzer Festspielen «Madame Butterfly»

MICHAEL STALLKNECHT, BREGENZ

Das Papier reisst. Hart stösst ein Fahnenmast hindurch, lässt triumphierend das Star-Spangled-Banner wehen, dessen Hymne der Komponist Giacomo Puccini in «Madame Butterfly» auch musikalisch beschwört. Es ist ein Symbol für den «clash of civilizations», der sich in der Oper ereignet, für den amerikanischen Marineleutnant B. F. Pinkerton, der eine Scheinehe mit der blutjungen Japanerin Cio-Cio-San eingeht, die sie, im Gegensatz zu ihm, ernst nimmt. Und drei Jahre lang auf ihn wartet, gemeinsam mit dem Kind, das in der Inszenierung von Andreas Homoki ein kleines Papierschiff in den amerikanischen Farben zu Wasser lässt.

Wenn Pinkerton dann endlich wiederkehrt, um, an der Seite seiner neuen, amerikanischen Frau, ebendieses Kind mitzunehmen, ist das Schiff übergross geworden. So gross, wie alles auf der Seebühne der Bregenzer Festspiele sein muss, die an jedem Abend siebentausend Zuschauern Platz bietet, knapp zweihunderttausend pro Saison. Allein das Blatt Papier, das der Bühnenbildner Michael Levine entworfen hat, ragt 23 Meter in die Höhe und wiegt dreihundert Tonnen. Und scheint doch über dem Bodensee zu schweben, sanft gewellt, leicht wie die japanischen Schriftzeichen und die Tuschezeichnung mit den Bergen von Nagasaki, die es zeigt. Das passt jedenfalls zu dieser Oper, die ihre Schicksalschwere aus der Leichtigkeit gewinnt und bis auf eine grosse Chorszene fast ein Kammerstück bleibt, das sich ganz auf die Titelfigur konzentriert.

Mit Barno Ismatullaeva haben die Bregenzer Festspiele für die ersten Vorstellungen eine Protagonistin gefunden, die den Riesenraum zu füllen vermag. Fast zwei Stunden lang pausenlos auf der Bühne, bringt die usbekische Sopranistin alles mit, was die Rolle fordert: Leichtigkeit und Kraft, Zärtlichkeit und dramatische Ausbrüche, genau gesetzte, aus dem Text entwickelte Farben und Linien von glühender Intensität – eine junge Frau, die an ihrer Unabdingbarkeit innerlich verbrennt. Wie das Papier, das am Ende des Abends in Flammen aufgeht.

Zu erleben war das in diesem Jahr erst bei der zweiten Vorstellung, nachdem die Premiere wegen eines Gewitters frühzeitig hatte abgebrochen werden müssen. Solche Effekte haben Andreas Homoki, und sein Bühnenbildner in jahrelanger Vorarbeit eronnen: Da wird etwa der reiche Fürst Yamadori (auffallend tenorschön: Omer Kobiljak) von Sklaven durchs Wasser getragen, treiben Butterfly und ihre Dienerin Suzuki den aufdringlichen Heiratsvermittler Goro (mit pointierter Komik: Taylan Reinhard) in den See, so dass er sich nur schwimmend retten kann.

Zartheit und Klarheit

Homoki weiss gut, was er dem Publikum auf der Seebühne an Schaulust schuldig ist. Doch im Gegensatz zu manchen Vorgängerproduktionen wirken die Effekte nie aufgesetzt, sondern aus dem Grundkonflikt entwickelt. Eine weisse Tänzerschar schwebt lautlos über das Papier, verkörpert die Macht der kulturellen Tradition über Cio-Cio-San. Es sind die Totengeister, die ihr am Ende den Dolch für den traditionellen japanischen Selbstmord reichen. Ähnlich wie Puccini sich für seine Partitur mit der japanischen Kultur und Musik beschäftigte, hat der Kostümbildner Antony McDonald Vorbilder im Kabuki-Theater gefunden.

Die amerikanischen Figuren scheinen dagegen eher dem Hollywoodkino der 1950er Jahre entstiegen. Die elegante Lichtführung von Franck Evin vermag dem Papier bei Bedarf sogar dramatischen Faltenwurf zu verschaffen. Ebenso wie Homoki auch in Zweier- und Dreier-szenen Spannung herstellt, indem er die Figuren weite Strecken zurücklegen und immer den gesamten Raum bespielen lässt. So gelingt, was vorab kaum möglich schien: das Kammerstück zu vergrössern, ohne es zu vergröbern. Poesie triumphiert über den Widerstand der Materie, wenn der Frauenchor zu Beginn von höchster Höhe herabschwebt oder die Geister die Bühne mit einem Blütenregen bedecken.

Unaufdringlich, aber handwerklich brillant, scheint die Produktion selbst etwas von einer Tuschezeichnung zu

haben, die weich, aber immer klar konturiert ist. Was perfekt mit der musikalischen Anlage durch den Dirigenten Enrique Mazzola harmoniert, die ebenfalls Zartheit mit Klarheit, leithändige Detailgenauigkeit mit dramatischem Vorwärtsdrang vereint. Dabei muss auch er besondere Widerstände überwinden, die in der technischen Koordination zwischen den Sängern draussen und dem Orchester drinnen im Festspielhaus liegen.

Doch Mazzola, der nicht zum ersten Mal in Bregenz dirigiert, ist erfahren genug, um buchstäblich nie den Draht zu verlieren. Die Wiener Symphoniker dürfen eine intensive Farbpalette entfalten, während Mazzola zugleich Raum für die Sänger schafft. Edgaras Montvidas, in der glücklosen Premiere noch ziemlich verspannt, legt den Pinkerton in der zweiten Vorstellung mit Zwischentönen als verführten Verführer an, der in der eigenen Kultur ebenso gefangen bleibt wie Cio-Cio-San in ihrer. Annalisa Stroppa flankiert als Cio-Cio-Sans Dienerin Suzuki das Leid ihrer Herrin mit edel-dunklem Alt, während Brian Mulligan als amerikanischer Konsul etwas farblos bleibt.

Russische Klänge

Dabei war «Madame Butterfly» bei ihrer Uraufführung im Jahr 1904 an der Mailänder Scala noch ein echtes Fiasko. Wobei auch der kurz zuvor ausgebrochene Krieg zwischen Japan und Russland eine Rolle spielte, in dem die Herzen der Italiener mehrheitlich für Russland schlugen. Stattdessen reüssierte in derselben Saison Umberto Giordanos «Siberia», in der eine russische Kurtisane sich für einen straffälligen Soldaten opfert und ihm ins Straflager nach Sibirien folgt.

Wobei beide Werke pikanterweise nicht nur vom selben Librettisten entworfen, sondern in den zentralen Partien auch von denselben Sängern verkörpert wurden. Nun ist es schon lange Tradition bei den Bregenzer Festspielen, dem massentauglichen Spiel auf dem See am Tag darauf im Festspielhaus eine unbekanntere Oper folgen zu lassen. Dass in diesem Jahr die einstigen Konkurrenten Puccini und Giordano erneut aufeinandertrafen,

erscheint freilich als besonders spannende, auch politisch brisante Synopse. Denn wie Puccini in seine Partitur japanische Klänge einwob, suchte Giordano Anleihen bei russischer Volks- und Kirchenmusik, bis hin zum «Lied der Wolgaschlepper». Passenderweise verantwortet die Regie der russische, vielfach auch an westlichen Theatern arbeitende Regisseur Vasily Barkhatov. «Sibirien» legt er als Enthüllungsdrama aus dem Rückblick an: Eine ältere Italienerin reist, zunächst im Film, dann live auf der Bühne, nach Russland, um die Spuren ihrer verschollenen Eltern zu finden. Unter anderem in einem St. Petersburger Archiv, das im Bühnenbild von Christian Schmidt von einem übergrossen Gemälde des sozialistischen Realismus dominiert wird.

Das Konzept ist, schon wegen der langen Planungsvorläufe im Musiktheater, deutlich vor Beginn des Ukraine-Kriegs entstanden. Dennoch wirkt es nun etwas zu idyllisch, wenn in Sibirien das von Giordano komponierte Balalaika-Ensemble aufspielt und bekopftuchte Arbeiterinnen ein fröhliches Ostermahl halten. Möglich ist natürlich, dass das Stück nicht mehr hergibt, weil Giordanos Oper von Haus aus unpolitischer bleibt als «Madame Butterfly». Mit melodramatischem Alpbomb geht es ihr einzig um die Liebe zwischen der Ex-Kurtisane, die Ambur Braid mit leuchtendem, farblich aber eindimensionalem Sopran singt, und dem Soldaten Wassili, den Alexander Mikhailov mit schönem Schmelz, aber wenig Bühnenpräsenz verkörpert.

Der musikalische Bogen entsteht dabei ähnlich wie bei Puccini aus einer relativ kleinteiligen Faktur, in der der Dirigent Valentin Uryupin sich leider immer wieder verliert. Da merkt man erneut, welche Leistung sein Kollege Enrique Mazzola unter den deutlich schwierigeren Bedingungen der Seebühne vollbringt.

Im Jahr 1904 bezichtigte ein Zeitschriftenartikel «die Russen» – gemeint war Giordanos Oper –, «alle Japaner Puccinis hinwegzufügen». Bei den Bregenzer Festspielen dieses Jahres, müsste man sagen, scheinen die von den Amerikanern bedrängten Japaner den Russen eindeutig überlegen.

Das Trio auf der Zeitinsel

Rebecca Gislers Romandebüt über eine seltsame Wohngemeinschaft

ROMAN BUCHELI

So könnte das Ende der Welt aussehen. Im Rücken das weite Land, vorne der Atlantik. Und auch wenn es ein paar Nachbarn gibt, so ist es doch eine Art Niemandland. Das Haus ist umgeben von einer mannshohen und blickdichten Hecke. Besucher kommen hier nicht vorbei. Sogar die Zeit steht irgendwie still. Die drei ständigen Bewohner des Hauses leben auf einer Zeitinsel. Es ist fast wie im Märchen.

Rebecca Gislers Romandebüt «Vom Onkel» klingt zu Beginn allerdings eher nach einem schwarzen Märchen. Es fängt mit einer Klosschüssel an und einem dicken Onkel, der darin verschwunden sein soll. Unter beträchtlichen und entscheidenden unappetitlichen Folgen, die ganz und gar untauglich sind zur genaueren Beschreibung. Leicht erregbare Gemüter können die ersten drei Seiten auslassen (und vielleicht zuletzt lesen).

Wer tapfer genug ist, wird merken: Die junge, in Zürich und Paris lebende Autorin, die ihr Buch zuerst auf Französisch und nun auch auf Deutsch schrieb, hat einen dezidierten Hang zum surrealen Erzählen und zum skurrilen Witz. Die ersten drei Seiten sollen darum weniger schockieren als vielmehr eine etwas bizarre Warnung sein: Was hier erzählt wird, ist nicht eins zu eins aus dem Leben abgeschrieben. Aber das Leben hat sich dem Erzählten auf schmerzliche Weise eingeschrieben.

Onkel mit unangenehmen Seiten

Der titelgebende Onkel steht mit seinem dicken Bauch wie ein Buddha in der Mitte der Ereignisse. Um ihn dreht sich fast alles. Früher verbrachten seine Nichte und sein Neffe zusammen mit ihrer Mutter, einer Schwester des Onkels, ihre Ferien in diesem Haus in der Normandie. Nun, da die Kinder gross sind und der Onkel noch dicker wurde, sind sie bei ihm eingezogen. Früher hat er ein wenig zu ihnen geschaut, heute schauen sie zu ihm. Auch wenn das nicht immer ganz einfach ist, besonders beim Essen nicht. Denn er hat ein paar schlechte Angewohnheiten; dass er sich kaum einmal richtig wäscht, gehört dabei noch zu den am wenigsten störenden unangenehmen Eigenheiten. Die gross gewordenen Kinder indessen sind gesegnet mit einer Engelsgeduld.

Das Leben in dieser Wohngemeinschaft sieht lustig aus, manchmal sogar ein wenig zu lustig. Der Onkel ist definitiv und unwiderruflich aus Raum und Zeit gefallen. Mit seinem dicken Bauch kommt er kaum mehr die Treppe von seinem Zimmer herunter. Doch auch mit seiner Nichte und Neffe stimmt etwas nicht. Sie sind nicht einfach die barmherzigen Wächter über das Onkelleben. Auch sie sind Gestrandete am Ende der Welt und der Zeit.

Roman mit doppeltem Boden

Die Erzählerin gibt dazu nichts Genaueres preis. Sie bleibt in jeder Hinsicht äusserst diskret und verbietet sich explizite Hinweise, dass es Gründe gibt für dieses Geschwisterpaar, in die Lotterbude des Onkels geflüchtet zu sein. Nur einmal wird eine Episode erzählt. Da lebten sie noch in der Schweiz mit Vater und Mutter. Vom Vater erhielten sie zwei Kaninchen. Eines Morgens waren sie tot, und neben ihnen lag noch eine weitere Leiche.

Das genügt der Erzählerin als Andeutung in diesem kleinen Roman, der in seinen vielen skurrilen Geschichten ein Drama und Trauma zu verstecken scheint. Und nur allmählich begreift man, dass in der Munterkeit noch eine zweite Melodie mitschwingt, in Moll freilich, und dass in diesem Onkelhaus jedes Zimmer einen doppelten Boden hat. Man liest darum in diesem erstaunlichen Buch eine schlanke Geschichte, aber dahinter lauert noch anderes: Das Verschwiegene und Beschwiegene übertönt am Ende die angestregte Heiterkeit.

Rebecca Gisler: Vom Onkel. Roman. Atlantis-Verlag, Zürich 2022. 140 S., Fr. 31.90.

Ein vielfältiges Fest mit Wein und Traktoren

Am vergangenen Wochenende besuchten zahlreiche Gäste das Buchberger Herbstfest. Das Dorf strotzte mit seinen Attraktionen regelrecht vor Vielseitigkeit, Geschichte und Geselligkeit. Das Zusammenspiel aus Gastronomie, Vereinen und Gewerbe ergab ein buntes Fest.

Sarah Lienhard

BUCHBERG. Unter dem Motto «Dorfleben erleben» lud Buchberg am Wochenende seine Besucher ans Herbstfest ein. Ziel der Veranstaltung war es, die Gemeinde von ihren vielfältigen Seiten zu zeigen. Mit Erfolg – in Buchberg war ganz schön etwas los. Ganze 27 Festwirtschaften, Bars, Verpflegungs- und Degustationsstände boten ein abwechslungsreiches, kulinarisches Angebot sowie eine grosse Getränkeauswahl und Weine aus ihren Reben zum Genuss an. Zudem waren rund 30 Ausstellerinnen und Aussteller und eine Festbühne beim Gemeindehaus mit Konzerten und Aufführungen Teil des Festes. Auch an die Jüngsten hat Buchberg gedacht: Ponyreiten, Figurentheater, Karussell, Eisenbahn, Hip-Hop Bühne und ein Landwirtschaftssimulator konnten von den Kindern entdeckt werden.

Dorfkern wird zum Festplatz

Zuletzt hat das Buchberger Herbstfest im Jahr 2012 stattgefunden. Ursprünglich war das Fest für letztes Jahr geplant, aufgrund von Corona mussten sich die Buchberger jedoch ein weiteres Jahr gedulden. Dieses Jahr stand dem OK-Team, den Vereinen und Gewerblern nichts mehr im Weg. Am Samstagnachmittag hätte man meinen können, das Wetter mache Buchberg einen Strich durch die Rechnung.

Nach kurzem Schauer hätte das Wetter und dementsprechend die Stimmung dann aber nicht besser sein können. Pünktlich um 13 Uhr, als die ersten Sonnenstrahlen das Schaffhauser Dorf erreichten, startete der Korso «Freunde alter Landmaschinen». Später stand das Figurentheater «Dorfleben erleben mit Lucy» im Schulhaus sowie ein Schnuppertraining des Kantonalen Schwingerverbands Schaffhausen und des Schwingclubs Unterland bei der Fuchslustube auf dem Programm. Auch die Rebrundfahrten durften nicht fehlen. Die prächt-



tig mit Blumen geschmückten Dorfbrunnen zeigten die Kreativität der Festmacher. Der gesamte alte Dorfkerne von Buchberg hat sich dafür in einen schön geschmückten Fest-, Ausstellungs- und Gewerbesplatz verwandelt, wobei sich die Vielseitigkeit sehen lassen durfte. Das Angebot der Attraktionen war beachtlich und es war etwas für jede Festbesucherin und jeden Besucher dabei.

Besonders ins Auge stach dabei der mit Kürbissen geschmückte Traktor, den der Unihockeyverein UHT Traktor Buchberg-Rüdlingen prominent vor seiner Festwirtschaft aufgestellt hat. Zur Entdeckungstour

Ein Blickfang am Herbstfest in Buchberg war der mit verschiedenen Kürbissen dekorierte Traktor, der vor einer Festwirtschaft bestaunt werden konnte.

BILD SARAH LIENHARD

luden die stündlichen Führungen mit Karin Lüthi ein. Zweimal täglich konnte der neu eröffnete «Panoramaweg» entlang ausgewählter historischer Zeugen erkundet werden. Zusammen mit dem Regionalen Naturpark Schaffhausen wurde diese rund 10 Kilometer lange Wanderroute geschaffen. Während dieser Führung erhielt man einen Einblick in die wichtigsten Themen des Dorflebens in der Vergangenheit. Etwa wie das politische Leben die Menschen in der Gemeinde geprägt hat, wie Kinder früher unterrichtet wurden, wo der Sonntagsbraten seine Herkunft hat oder wie das Wasser in die Brunnen kam und Brände gelöscht wurden.

Das Wakkermobil machte am Herbstfest in Buchberg halt

«Landy in Sicht!» Diesen Ausruf vernimmt man seit nunmehr über sechs Jahrzehnten in den unwegsamsten Gebieten der Welt. An diesem Wochenende verschlug es ein solches Fahrzeug jedoch nicht etwa in eine Wüste, sondern nach Buchberg. Zur Feier des «50 Jahre Wakkermobil» hielt das Wakkermobil im Rahmen des Herbstfests in Buchberg. Der Vintage-Landrover konnte vor dem ältesten Wohnhaus Buchbergs bestaunt werden. Seit 1972 zeichnet der Schweizer Heimatschutz jährlich eine Gemeinde aus, die baukulturelle Qualitäten in ihrem Siedlungsgebiet respektiert und stärkt. Seit April dieses Jahres ist der Schaffhauser Heimatschutz mit dem Wakkermobil im Kanton unterwegs. Buchberg ist der zweitletzte Halt auf dieser Tour-de-Charme-Reise.

Das Wakkermobil hielt nicht aus Zufall in Buchberg – das kleine Dorf ist einzigartig in vielerlei Hinsicht. Buchberg wird auch das 13-Brunnen-Dorf genannt, die zahlreichen Brunnen prägen das Ortsbild und erzählen vom Ablauf der Besiedlung Buchbergs vor der Einführung der kommunalen Wasserversorgung. Die einzelnen Brunnen sprudeln zudem auch von ihren eigenen Geschichten. Schaut man sich den Lochbrunnen genauer an, so ist das Rüdlinger Gemeindewappen zwischen den Jahreszahlen 18 und 20 zu erkennen. Zu jener Zeit kämpfte Buchberg um die Trennung von Rüdlingen. Es wird angenommen, dass das Wappen auf dem Lochbrunnen die politische Aussage eines Befürworters der Einheitsgemeinde gewesen sei. (sli)



Filialleiter Hannes Züblin (l.) und Andreas Isler, Leiter Privatkunden, freuen sich über die Besucher zum 100+2-jährigen Bestehen der Bankfiliale in Stein am Rhein. BILD U.J.

Mit langfristiger Optik geht es in die Zukunft

STEIN AM RHEIN. Endlich, möchte man sagen, konnte die Steiner Filiale der Schaffhauser Kantonalbank (SHKB) ihr 100+2-jähriges Bestehen feiern. Der Anlass wurde zum Fest für alle auf dem Rathausplatz. Es herrschte reger Betrieb in und ums Festzelt, in dem die Filiale Stein am Rhein der SHKB ihr Jubiläum abhielt. «Wir gehen mit einer langfristigen Optik in die Zukunft», betonte der neue Filialleiter Hannes Züblin in seiner Begrüßungsrede. Er erinnerte daran, dass Corona die Jubiläumsfeier um zwei Jahre verschob. Auch heute stehe man vor wirtschaftlich grossen Herausforderungen. «Dennoch», forderte er die zahlreichen Besucher auf, «lassen Sie uns den Moment geniessen.»

Andreas Isler, Leiter Privatkunden bei der SHKB, blickte auf die turbulenten Zeiten zurück, die zur Gründung der Filiale Stein geführt hatten. Bekanntlich entstand sie als Folge des Konkurses der Spar- und Leihkasse Stein am

Rhein. Heute, nach einem bewegten Jahrhundert, sei sie das einzige Finanzinstitut in Stein, und das solle auch so bleiben. Stein sei ein wichtiger Bestandteil der SHKB, betonte Isler.

«Es war nicht Liebe auf den ersten Blick», sagte Stadtpräsidentin Corinne Ullmann im Rückblick auf das Jahr 1920. Anfänglich regte sich Widerstand gegen die SHKB; viele hätten sich eine Neugründung ihrer alten Sparkasse gewünscht. Nicht nur die Bank ging Konkurs, es traf auch die Stadt ganz empfindlich, haftete sie doch für die Verluste der Sparkasse und musste in der Folge die Steuern stark erhöhen. Das Verhältnis habe sich zum Glück gewandelt, heute arbeite man vertrauensvoll und gut zusammen. Wer mochte, konnte sich von den Lernenden in die Möglichkeiten der Ausbildung einführen lassen oder sich in Referaten über Steuern, Erbschaftsangelegenheiten und Vorsorge informieren. (U.J.)

Von der Freiheit der Imagination

Die Lesung von Rebecca Gisler aus der deutschen und französischen Version «Vom Onkel» liess Bilder im Kopf entstehen und entführte in eine skurrile Welt, oszillierend zwischen Imagination und Realität.

Ursula Junker

STEIN AM RHEIN. «Vom Onkel» oder «D'oncle», mit diesen beiden Buchtiteln bestritt Rebecca Gisler die letzte Lesung im Jakob und Emma Windler-Saal in Stein am Rhein. Künftig finden die Veranstaltungen im Kulturhaus Obere Stube statt, dessen Eröffnung noch diesen Monat bevorsteht – mit hoffentlich akustisch besseren Bedingungen als im Jakob und Emma Windler-Saal, so die Hoffnung der Anwesenden.

Edith Fritsch, die in die Lesung einführte, freute sich über die zahlreichen Anwesenden, die «die Lesung dem Rhein vorzogen». Der Onkel sei eine skurrile Figur, verfüge über keine Manieren und wohne in einem Zimmer, zu dem die Mitbewohner keinen Zugang haben. Gisler beschreibe ihn in girlandenartig gewundenen Sätzen, in denen sie viele Nebensächlichkeiten verpacke.

Ebenso widerlich wie berührend

«Sein dicker Bauch presst sich gegen den Tisch, er wackelt, er gurgelt wie ein Tier», mit dieser Beschreibung startete Gisler in die Lesung. Sie nimmt einen mit in eine «unvorhergesehene» Wohngemeinschaft, in ein Haus am Meer, in dem auch Nichte und Neffe wohnen. Dem Bedauern, dass der Fernseher nicht mehr funktioniert, setzt Gisler ihre Imagination entgegen. Der Onkel starre darauf, als ob er darin seine Erinnerungen finden könne, und schaffte sich dabei seine eigene Wirklichkeit.

Durch Gislers plastische Schilderungen entstehen in den Köpfen der Zuhörenden bildhafte Szenen. Man folgt dem Trio auf die Erinnerungsreise in die Kindheit, erkennt, dass der Onkel das

grösste Kind von allen ist. Man erfährt auch, dass der Onkel, obwohl nicht der kriegerische Typ, beim Militär war. Das Scheitern inbegriffen, gelingt es ihm trotzdem, seine Mitbewohner mit seinen Diensterlebnissen zum Lachen zu bringen.

Sich in zwei Sprachen bewegen

«Vom Onkel» und «D'oncle», die Titel verraten es, ist sowohl auf Deutsch wie Französisch erschienen. Allerdings sind die Texte nicht identisch, sondern folgen auch den Eigenheiten der jeweiligen Sprache. Sie habe nicht einen Familienroman schreiben wollen, sagte Gisler dazu. Aber ja, das Schreiben komme immer auch aus ihrer Realität. Sie habe

sich indes die Freiheit der Imagination gelassen, sodass sich die Figuren auf ihre Weise ausbreiten konnten.

Gisler ist zweisprachig aufgewachsen, Französisch war die Muttersprache, Deutsch die Schulsprache. Im Laufe ihrer Ausbildung am Literaturinstitut in Biel wurde sie angeregt, auch französische Texte zu schreiben. Daraus ergab sich ein fünf Jahre dauernder Aufenthalt in Paris, wo sie den Masterstudiengang Création littéraire absolvierte. Denn anders als das Deutsche war Französisch für sie bis dahin «nur» eine gesprochene Sprache. Bräuchte es den Beweis dafür, wie gekonnt sich Gisler in beiden Sprachen bewegt – «Vom Onkel» oder eben «D'oncle» liefern ihn.



Rebecca Gisler bei der Lesung im Windler-Saal.

BILD SELWYN HOFFMANN

REBECCA GISLER



Vom Onkel

ROMAN



atlantis

Rebecca Gisler
Vom Onkel

Roman

Atlantis

Für Yannick und Victor

Dieses Buch erscheint mit finanzieller Unterstützung von
Stadt Zürich, Kultur und Kanton Zürich, Fachstelle Kultur.
Autorin und Verlag bedanken sich dafür.

Der Text von Eugène Savitzkaya wurde
von der Autorin aus dem Französischen übertragen.

Copyright © 2022 Atlantis Verlag
in der Kampa Verlag AG, Zürich
www.atlantisverlag.ch

Lektorat: Daniela Koch

Covergestaltung: Lara Flues

Coverabbildung: © secretgarden / photocase.de

Satz: Tristan Walkhoefer, Leipzig

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gesetzt aus der Stempel Garamond LT / 220130

Auch als E-Book erhältlich

ISBN 978 3 7125 5003 8

Was lässt meine Ohren pfeifen? Woher kommen die Bläschen, die in der Luft explodieren? Bin ich die Rinde eines Baums, in der es wimmelt von unbeschreiblichem Fleisch, oder ein unbeschreibliches Fleisch im Rindenkorsett? Wo ist mein Hundeschwanz? Wo sind meine Maikäferfühler? Im Paradies putzten Kolibris meine Ohren und Augen. Jetzt muss ich es selbst tun, und nach und nach werde ich bei dieser Tätigkeit geschickter. Im Paradies wurde mir der Hintern abgewischt.

Eugène Savitzkaya

Mitten in der Nacht wache ich mit der Gewissheit auf, dass der Onkel nicht mehr da ist, und als ich dann schlaftrunken die Toilettentür öffne, sehe ich, dass er durch die Toilette verschwunden sein muss. Auf dem Fliesenboden liegen meterweise Toilettenpapier, Konfettis und Hunderte weißer Federn verstreut, als hätte eine Kissenschlacht stattgefunden. Die Toilettenschüssel und die Wände sind überall mit Haaren und Kot verschmiert, und erst als ich mich über den Toilettenabfluss beuge, denke ich daran, dass es für den Onkel gar nicht so einfach gewesen sein muss, sich durch dieses schmale Loch zu quetschen, und ich frage mich, was ich anstellen könnte, um ihn zurückzuholen, denn es ist zu bedenken, dass der Onkel einen guten Doppelzentner wiegt. Ich greife zur Klobürste, schiebe sie so weit wie möglich ins Klo, an dessen Boden sich bräunliches Wasser gesammelt hat, das ich mit der Bürste aufmischte, und trotz der Ahnung, dass es wahrscheinlich nichts nützt, weil der Onkel bestimmt bereits die Kläranlage erreicht hat, rühre ich hektisch weiter, bis das sumpfige Wasser über den Toilettenrand schwappt, und mit ihm ein Strom übel riechender Materie, der sich über

meine Beine auf den Boden ergießt. Der Pegel steigt und steigt. Immer mehr versinken meine Knie in diesem Gemisch, und im Versuch, mich aufrecht zu halten, rutsche ich aus, es ist, als ob ich mich in der Bucht befände, kurz nachdem sich das Meer zurückgezogen hat, wenn alles schlammig ist und schwankt.

Auf allen vieren und bis zu den Ellbogen von braunem Wasser umspült, halte ich den Atem an, tauche kopfüber in die Toilettenschüssel und rufe den Namen des Onkels, und der Name des Onkels hallt in der Tiefe wider, aber der Onkel antwortet nicht, kein einziges Mal, und ich sage mir, dass ich nichts mehr tun kann, um ihn zu retten, nein, er wird ausnahmsweise allein zurechtkommen müssen. Also reiße ich meinen Kopf aus der Kloschüssel, und im selben Augenblick geht hinter mir die Tür auf.

Mein Bruder trägt sein neongrünes T-Shirt, das knapp über seinen Bauchnabel reicht, und auf dem T-Shirt steht *dia libre*. Jede Nacht schläft mein Bruder in diesem T-Shirt, weil jede Faser mit dem Geruch von Blumen imprägniert sei, mit dem Geruch all jener köstlichen Blumen, die im Frühling im Garten blühen, meint mein Bruder, der ein glühender Verfechter der Liebe und der Blumen ist und dessen Augen vom tiefen Schlaf noch verklebt sind. Ich frage ihn, ob er gut geschlafen habe, und er bedeckt seine Nase mit dem T-Shirt, wobei man sehen kann, dass er einen schönen, nach innen gekehrten Bauchnabel hat, als ob er genau im richtigen Moment von der Nabelschnur un-

serer Mutter getrennt worden wäre. Dann streckt er mir seine Hand entgegen, um mir beim Aufstehen zu helfen, und ich lege meine Hand in seine Hand, und er sagt: Heute bist aber du dran mit Saubermachen, gestern habe ich es getan.

I.

Wenn der Onkel am Esstisch sitzt, kann der Bauch nicht anders, als gegen die Tischplatte zu pressen, denn der Bauch des Onkels ist so dick, dass er gar nicht zum Körper zu gehören scheint, vielmehr sieht er aus wie Gepäck oder wie ein Haustier, aber ich muss zugeben, dass sich der Onkel trotz des sicherlich sehr schweren Bauchs immer schön aufrecht hält, sodass sich sein Rücken sanft an die Stuhllehne anschmiegt und nicht umgekehrt. Der Haustierbauch legt sich dabei immer ein wenig auf den Tisch, und er wackelt und gurgelt wie ein wirkliches Tier, das auf seinem Schoß sitzt, während der Onkel auf den schwarzen Bildschirm des Fernsehers schaut, und am Esstisch sagt der Onkel in letzter Zeit, immer wieder, schade, dass der Fernseher nicht mehr funktioniert.

Der schwarze Bildschirm des Fernsehers ist mit Fingerabdrücken befleckt, weil der Onkel, als der Fernseher noch funktionierte, liebend gerne seine großen Zeigefinger auf die flimmernden Bilder drückte, und obwohl der Fernseher nun nicht mehr funktioniert, starrt der Onkel immer auf den schwarzen Bildschirm, als ob er in der Leere die Erinnerung an seine Lieblingssendungen finden würde.

Wenn ich das Abendessen auf den Tisch stelle, dreht der Onkel den Kopf vom Bildschirm weg, reibt seine Hände aneinander und sagt, heute keine Möwe, und er lacht, was aber ich nicht wirklich lustig finde, also lächle ich nur und sage, nein, heute keine Möwe, und der Onkel fragt, Pfeffer, und ich sage, in der Küche, und der Onkel steht auf, um den Pfeffer aus der Küche zu holen, und dabei atmet er schwer und hustet.

Zurück am Tisch, pfeffert er sein Omelett, klopft mit der Handfläche auf den Plastikboden des Pfefferstreuers, damit es Pfeffer regnet, und wenn das Omelett mit einer grauen Schicht bedeckt ist, beginnt der Onkel zu essen. Bereits beim ersten Bissen steigen ihm der Pfeffer in die Nase und Tränen in die Augen, wobei er errötet und niesen muss, ein erstes Mal sehr heftig, ein zweites Mal noch heftiger, ohne sich die Mühe zu machen, die Hand vor den Mund zu halten, woraufhin ich ihm dann meistens in aller Ruhe rate, sich mit einem Taschentuch die Nase zu putzen.

Wenn ich in dieser Situation ganz ruhig bleibe, dann deshalb, weil ich solche Explosionen gewohnt bin und auch weil ich weiß, dass dem Onkel keine Zeit bleibt, meinen Rat zu befolgen, denn in der Tiefe bahnt sich schon immer ein nächstes Niesen an, ein Niesen, das alles, was sich ihm in den Weg stellt, hinwegfegen könnte. Bis ich mich entschließen kann, ihm endlich selber ein Taschentuch zu reichen, ist es oftmals zu spät, weil der Kopf des Onkels bereits scharlachrot angelaufen ist, als ob er kurz davor wäre zu

platzen, und tatsächlich platzt es aus ihm heraus, und zwar so, dass ein ziemlich großes Stück seines versabberten Omeletts wieder zum Vorschein kommt, und sobald es auch auf meinem T-Shirt landet, erlaube ich mir, ihm einen zweiten Ratschlag zu geben, diesmal mit etwas mehr Entschlossenheit, dass er es mit dem Pfeffer besser lassen soll, wenn er ihn nicht verträgt.

Der Onkel aber ist überzeugt, dass seine Niesanfalle nichts mit Pfeffer zu tun haben, und quittiert meinen Rat mit einem lauten Seufzen, als stecke hinter dem Rat eine Verschwörungstheorie, die ich ihm hier aufzutischen versuche, und ich habe keine andere Wahl, als ihm stillschweigend ein weiteres Taschentuch hinzuhalten, in das er laut schnäuzt, bevor er aufsteht, um es in den kalten Kamin zu werfen und sich hechelnd zurück an den Tisch zu setzen, wo er nun sein Omelett aufisst und sagt, dass das Omelett sehr gut schmecke, und wie immer spart er auf, was er am liebsten mag, nämlich das Stück Knoblauchbrot, das mit ein paar Tomatenscheiben neben dem Omelett liegt und in das der Onkel zum guten Schluss hineinbeißt, knurrend, zufrieden stöhnend, mit glühenden Augen, auf den schwarzen Bildschirm starrend.

Der Onkel sitzt immer auf dem Platz am nächsten beim Fernseher, und ich sitze immer auf dem vom Onkel am weitesten entfernten Platz, und mein Bruder hatte es sich angewöhnt, weit weg vom Tisch, weit weg vom Onkel und weit weg von mir zu sitzen, er

zog es vor, auf dem Sofa zu essen, hinter dem Onkel, und manchmal, vor nicht all zu langer Zeit, als der Fernseher noch funktionierte, schaute der Onkel während des Essens die Nachrichten, drehte die Lautstärke hoch und war von den alarmierenden, spektakulären Neuigkeiten, die ihm der alte Fernseher überbrachte, völlig absorbiert.

Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen bestand darin, die Nachrichten zu kommentieren und bis ins Unermessliche zu übertreiben, er sagte zum Beispiel, dass es am nächsten Tag fünfhundertfünfzig Grad heiß werde, dass ein Komet bald die Bretagne streife, dass das Virus durch Fliegenbisse übertragen würde oder dass es an der belgischen Grenze riesige Zecken gebe, und ich wusste, dass es meinem Bruder immer schwerer fiel, dem Onkel zuzuhören, wenn er diesen Unsinn plapperte. Mein Bruder versuchte dem Onkel zu erklären, warum er nicht alles glauben sollte, was im Fernsehen gesagt wurde, aber der Onkel wollte es nicht hören, weil er fand, dass die Welt so interessanter war, geschwollen und aufgebläht, durch ferne, blutrünstige Ereignisse gelähmt, als hinge diese Welt in der endlosen Wiederholung eines Splatterfilms fest.

Irgendwann hatte mein Bruder aufgehört, die Nachrichten zu schauen und mit dem Onkel zu diskutieren; er sagte überhaupt nichts mehr und betrachtete vom Sofa aus den Schädel des Onkels, auf dem das wächst, was man hierzulande einen Lauch nennt, *un poireau*, und mein Bruder kniff die Augen

zusammen, um das große Muttermal, das wie zwei oder drei zusammengewachsene Rosinen am Hinterkopf des Onkels klebte und aus dem ein einziges Haar prangte, anzuschauen, irgendwie hatte sich mein Bruder immer schon besonders für diesen Lauchschädel interessiert, und wenn er seine Augen zusammenkniff, sah er aus, als würde er einen Hinkelstein im Nebel beobachten, und er konnte nicht anders, als dabei seine großen Zähne auszupacken und sein Gesicht zu verformen, ganz egal wie oft ich ihm sagte, dass er mit dieser Grimasse minder intelligent aussah; es ist schwer, alte Gewohnheiten aufzugeben, wie der Onkel sagt, der seinen Neffen über alles liebt und es nicht mag, wenn ich meinen Bruder zu sehr belästige.

Es ist also so, dass mein Bruder und ich dem Onkel am Tisch nie gegenüber sitzen, denn der Platz gegenüber dem Onkel bleibt für Gäste reserviert, die wir testen wollen, wie zum Beispiel die neuen Liebhaberinnen meines Bruders oder alle möglichen jungen Leute, die zu höflich sind, um zu rebellieren. Denn gegenüber dem Onkel zu speisen bedeutet, dass man akzeptiert, sein Essen zu teilen, es bedeutet, dass man den Speichelregen akzeptiert, der einem ins Gesicht gestottert wird, wenn der Onkel während des Essens spricht, und der Onkel ist gesprächig, besonders mit den Neuankömmlingen, bei denen es darum geht, sie herzlich willkommen zu heißen.

Seit unserer Kindheit verbringen wir den größten Teil des Sommers meistens im Haus unserer Großeltern, das seit ihrem Tod zum Haus des Onkels, ihres Sohnes, geworden ist. Aber das Haus des Onkels ist auch das Ferienhaus meiner Mutter, seiner Schwester, die sich dort drei Wochen im Sommer und zwei Wochen im Winter aufhält.

Je mehr Zeit vergeht, desto weniger wissen wir aber, um wessen Haus es sich handelt, denn aus etwas undurchsichtigen Gründen bildete ich zusammen mit dem Onkel und meinem Bruder das, was ich eine unvorhergesehene Wohngemeinschaft nennen möchte, eine unvorhergesehene Wohngemeinschaft oder eine Vereinigung von Müßiggängern: Fern allerdings war uns die Vorstellung, wir müssten uns darüber beschweren.

Das Haus liegt in einem kleinen Weiler am Meer. Es ist ein weißes Haus mit blassblauen Fensterläden, die aufgrund des salzigen Windes immer rissiger werden, ein Haus, dessen Mauern vom Efeu angefressen sind. Mit der ganzen Familie haben wir jeden Sommer versucht, das Efeu herauszureißen, obwohl uns die Nutzlosigkeit des Unterfangens bewusst war und das Efeu von einem Jahr zum anderen wieder nachwachsen und die Fassade mit unauslöschlichen Schatten und Sternen überziehen würde. Bestimmt hätte man schon viel früher gegen das Efeu ankämpfen und das Wachstum dieser Pflanze im Auge behalten müssen,

aber damals waren wir nur Urlauber, Saisonarbeiter, Amateure, nicht in der Lage, uns in die Frequenzen der Pflanzen hineinzufühlen und ihre Blattformen nachzubilden, um sie auf einen anderen Weg zu leiten. Und leider konnten wir uns in dieser Angelegenheit auch nicht auf den Onkel verlassen, denn der Onkel liebt das Efeu, er ist der Meinung, dass das Haus dank dieser Pflanze wie ein Geisterhaus aussieht, überwuchert, wie ein verlassenes Haus irgendwo am Ende der Welt, und tatsächlich verwittert das Haus weiter vor sich hin, in einem verlorenen Weiler zwischen zwei Wiesen, auf denen Pferde mit blauen und roten Iriden grasen.

Obwohl der Onkel so nah am Meer lebt, badet er nie und rechtfertigt dies damit, dass die Einheimischen prinzipiell nicht im Meer baden, denn das Baden sei den Touristen vorbehalten, und ohnehin sei das Wasser heutzutage voll mit Dung und Schweinekot und Grünalgen, was jedoch all die Touristen, die in der Bucht baden, nicht zu stören scheint. Sie fischen nämlich weiterhin im Wattenmeer; bei Flut sitzen sie in Barken und werfen ihre Netze und Angeln ins Wasser, und bei Ebbe klettern sie auf den Felsen herum oder bohren ihre Finger in den Sand, da, wo einst schöne rote Krebse und Spinnenkrabben lebten, die nun kleinen, fast durchsichtigen und anonymen Krustentieren Platz gemacht haben, die müde geworden sein müssen, in dieser Schräglage im Schlick zu gehen.

Rebecca Gisler D'oncle



COLLECTION DIRIGÉE PAR DAVID RUFFEL ET LIONEL RUFFEL

www.editions-verdier.fr

© Éditions Verdier, 2021
ISBN : 978-2-37856-113-0

Pour Victor et Yannick

Qu'est-ce qui fait siffler mes oreilles? D'où remontent les bulles qui explosent dans l'air? Suis-je une écorce pleine de chair ineffable ou de la chair ineffable corsetée d'écorce? Où est ma queue de chien? Où sont mes antennes de hanneton? Au paradis, des colibris me nettoyaient les oreilles et les yeux. Maintenant, je dois le faire moi-même et j'ai acquis peu à peu une grande dextérité pour ce travail. Au paradis, on me torchait le derrière.

EUGÈNE SAVITZKAYA

I

Une nuit, je me suis réveillée avec la certitude que l'oncle s'était enfui par le trou des toilettes, et alors, poussant la porte des cabinets, j'ai constaté que l'oncle, en effet, s'était échappé par le trou des toilettes, et sur le carrelage il y avait un tas de confettis de papier hygiénique et des plumes blanches par centaines, comme si quelqu'un y avait fait une bataille de polochons, et la cuvette des toilettes ainsi que les murs étaient badigeonnés de poils et de toutes sortes de fientes, et regardant le petit trou de faïence, je me suis dit que ça n'avait pas dû être facile pour l'oncle, et je me suis demandé ce que j'allais pouvoir faire pour le sortir de là, sachant que l'oncle doit peser un bon quintal, et j'ai tout d'abord pris la brosse des toilettes et je l'ai enfoncée le plus loin possible dans le trou au fond duquel stagnait une eau brunâtre, et j'ai remué la brosse mais ça ne servait à rien, peut-être l'oncle avait-il déjà atteint la fosse septique, et remuant ainsi, l'eau marécageuse débordait sur le sol, charriant dans son flot de répugnantes matières, et je

glissais et mes genoux s'enfonçaient dans ce conglomérat, et je me serais presque crue dans la baie, juste après que la mer s'est retirée, quand tout est bien vaseux et nauséabond.

À quatre pattes et trempée d'eau de chiottes jusqu'aux coudes, j'ai retenu ma respiration et je me suis penchée, et j'ai carrément plongé ma tête dans le trou des toilettes, et dans l'eau j'ai crié le prénom de l'oncle, et le prénom de l'oncle a résonné dans les profondeurs, mais l'oncle ne répondait pas alors j'en ai conclu que je ne pouvais plus rien faire pour le sauver, et qu'il allait devoir s'en sortir par lui-même pour une fois, et c'est à cet instant que mon frère a ouvert la porte derrière moi, et mon frère portait un tee-shirt vert fluo qui lui arrivait tout juste au nombril, et sur le tee-shirt il était écrit *dia libre*, et mon frère dort toujours avec ce tee-shirt, et chaque fibre de ce tee-shirt est imprégnée d'une odeur de fleurs, de l'odeur de l'une de ces délicieuses fleurs qui fleurissent au printemps dans le jardin, et mon frère est un fervent amateur d'amour et de fleurs, et il avait les yeux encore collés d'un sommeil profond quand il est entré dans les toilettes, et je lui ai demandé s'il avait bien dormi, et mon frère s'est couvert le nez avec son tee-shirt, et il m'a tendu la main pour m'aider à me relever et il m'a dit : aujourd'hui c'est toi qui nettoies, moi je l'ai fait hier.

Assis, l'oncle a le ventre comprimé contre la table, et le ventre de l'oncle est tellement gros qu'il a l'air séparé du reste de son corps, comme un fardeau, ou comme un animal de compagnie, mais il faut dire que malgré son ventre qui est sûrement très lourd, l'oncle se tient toujours bien droit, son dos s'adapte gentiment au dossier de la chaise et non l'inverse, et son ventre de compagnie déborde toujours un peu sur la table, et il ondule et il gargouille tout à fait comme un animal qui serait posé sur ses genoux, et l'oncle regarde l'écran noir de la télévision et il dit, dommage qu'elle ne marche pas la télé quand même.

L'écran noir de la télévision est taché de nombreuses empreintes digitales car l'oncle, à l'époque où la télévision fonctionnait, appuyait volontiers ses gros index sur l'écran, et bien que la télévision aujourd'hui ne fonctionne plus, l'oncle continue de regarder l'écran noir jusqu'à ce que je lui apporte son dîner, comme si du vide lui parvenait encore quelque souvenir de ses

programmes favoris, et devant son assiette, l'oncle se frotte les mains et dit, pas de mouette aujourd'hui, et il rigole, mais moi, ça ne me fait pas franchement rire, alors je souris, et je réponds, non pas de mouette aujourd'hui, et l'oncle dit, le poivre, et je dis, dans la cuisine, et l'oncle se lève pour aller chercher le poivre, et il respire fort, et il toussote.

De retour à table, il poivre son omelette en tapant bien fort du plat de la main sur le cul de la poivrière en plastique, et le poivre sort d'un coup, et quand il juge l'omelette convenablement poivrée, c'est-à-dire intégralement recouverte d'une couche de poudre grise, l'oncle commence à la manger, or dès la première bouchée, le poivre monte au nez de l'oncle et des larmes lui viennent aux yeux, et il rougit sensiblement, et c'est alors que l'oncle éternue, une première fois bien fort, une seconde fois plus fort encore, sans même prendre la peine de mettre sa main devant sa bouche, et il asperge la table de ses crachures, et calmement je lui conseille de se moucher.

Et si je reste calme c'est que je suis habituée à ce genre d'explosions, mais l'oncle n'a guère loisir de suivre mon conseil car un autre éternuement se prépare, venu des profondeurs et qui risque de tout balayer sur son passage, et je prends sur moi de lui tendre un mouchoir, et la tête de l'oncle est écarlate à présent, comme si elle était sur le point d'éclater et de fait elle éclate une nouvelle fois, et l'oncle recrache un bon morceau de son omelette baveuse et, ce constatant, je me permets de lui prod-

guer un second conseil, avec un peu de fermeté cette fois, à savoir qu'il ferait mieux d'arrêter le poivre s'il ne le supporte pas.

Mais l'oncle est persuadé que ses crises d'éternuements n'ont rien à voir avec le poivre, il réfute mon conseil d'un pouffement comme si celui-ci découlait d'une théorie hautement fantaisiste, et je n'ai alors de meilleur choix que de lui tendre un autre mouchoir, et il se mouche bruyamment, puis il se lève pour balancer les mouchoirs usagés dans l'âtre froid de la cheminée, et il en revient haletant, visiblement un peu sonné, et il se rassoit, et il termine son omelette, et il dit qu'elle est très bonne l'omelette, et à côté de l'omelette il y a des rondelles de tomates et une tranche de pain à l'ail, et comme toujours l'oncle garde ce qu'il aime le mieux pour la fin, c'est le pain à l'ail que l'oncle croque en dernier, en grognant, en gémissant, en émettant de petits râles de satisfaction.

L'oncle est toujours assis à la place la plus proche de la télévision, et moi je suis toujours assise à la place la plus éloignée de l'oncle, et mon frère, avant de partir, avait pris l'habitude de s'asseoir loin de la table, et loin de l'oncle et loin de moi, car il préférait manger sur le canapé, derrière l'oncle, et parfois l'oncle, en cette époque assez récente où la télévision fonctionnait encore, regardait les informations en mangeant, et quand il regardait

les informations, il mettait le volume à son maximum, et il était déconcentré dans son repas par les informations alarmistes et sensationnalistes que lui dispensait la vieille petite télévision, et l'une de ses activités préférées consistait à commenter et à exagérer ces informations, et il disait qu'il allait faire cent cinquante degrés le lendemain, et il disait qu'une comète allait bientôt frôler la Bretagne, et il disait que le virus se transmettait par les morsures de mouches, et il disait qu'il y avait des tiques géantes à la frontière belge, et je savais que mon frère avait de plus en plus de mal à écouter l'oncle débiter ces insanités, et parfois mon frère essayait d'expliquer à l'oncle pourquoi il ne devait pas croire tout ce qu'ils disaient à la télévision, mais l'oncle ne l'entendait pas de cette oreille, selon lui le monde était plus intéressant ainsi, enflé, boursoufflé, perclus d'événements lointains et meurtriers, comme la sempiternelle rediffusion d'une série Z.

Mon frère avait fini par ne plus rien dire, et par ne plus regarder les informations, et à table, quand l'oncle était hypnotisé par la télévision et que son repas refroidissait devant lui, moi je regardais mon frère qui s'abîmait dans la contemplation du crâne de l'oncle, du crâne de l'oncle sur lequel pousse ce qu'il est d'usage d'appeler un poireau, et mon frère plissait les yeux pour regarder cet énorme grain de beauté plutôt moche sur la tête de l'oncle, car mon frère étrangement porte depuis toujours un intérêt particulier à ce poireau crânien, il lorgne dessus, et quand il plisse les yeux pour l'observer, on croirait qu'il contemple un menhir dans la brume, et

il ne peut s'empêcher de sortir ses grandes dents et de se déformer le visage, et j'ai beau lui répéter qu'il n'a pas l'air malin ainsi, c'est difficile de se défaire des bonnes vieilles habitudes, comme dit l'oncle qui n'aime pas trop que j'embête mon frère, comme dit l'oncle qui aime son neveu par-dessus tout.

Il est peut-être important de préciser que nous ne nous asseyons jamais en face de l'oncle, la place en face de l'oncle étant réservée aux invités que l'on veut mettre à l'épreuve, aux nouvelles amoureuses de mon frère, par exemple, à toutes sortes de jeunes gens trop polis pour se révolter, car dîner en face de l'oncle c'est accepter de partager sa nourriture, je veux dire que c'est accepter les trombes de postillons qu'il vous partage à la figure, en effet l'oncle est très bavard, et ce surtout avec les nouveaux venus, ceux qu'il s'agit de mettre à l'aise.

Enfants, nous passions généralement une grande partie de l'été dans la maison de nos grands-parents, laquelle, depuis leur mort, est devenue la maison de l'oncle, leur fils, mais la maison de l'oncle est aussi la maison de vacances de ma mère, sa sœur, qui y séjourne

cinq semaines en été et deux semaines en hiver, et à vrai dire, plus le temps passe, moins nous savons à qui cette maison appartient, et récemment, avec l'oncle et mon frère, nous avons formé ce que j'appellerais une colocation involontaire, ou une communauté d'oisifs, ou une congrégation d'oiseux : loin de nous l'idée de nous en plaindre.

La maison de l'oncle se trouve dans un petit hameau face à la mer, et c'est une maison blanche aux volets bleu pâle fendus par le vent salé de la baie, une maison aux murs grignotés par le lierre dont nous arrachions les frondes chaque été en famille, sachant pourtant que cela ne servirait à rien, et qu'elles repousseraient d'une année sur l'autre, maculant la façade d'ombres et d'étoiles indélébiles, et c'est vrai qu'il aurait fallu s'y prendre plus tôt, surveiller la croissance de la plante destructrice, mais nous n'étions alors que des vacanciers, des saisonniers, des amateurs, et nous ne pouvions compter sur l'oncle pour s'acquitter de cette tâche, car l'oncle aime le lierre, trouve qu'il donne à la maison un aspect de maison hantée, de maison abandonnée quelque part au bout du monde et, de fait, la maison continue de s'éroder dans le hameau perdu, entre deux prés où paissent des chevaux aux iris bleu et rouge.

L'oncle, pourtant si proche de la mer, ne se baigne jamais et justifie cela en nous assurant que les locaux ne se baignent jamais, que la baignade est réservée aux touristes, et que de toute façon l'eau est pleine de lisier ces temps-ci, pleine de crottes de porc et d'algues vertes,

ce qui n'a pas l'air de déranger ceux qui s'y baignent toujours, les touristes en question, ceux qui continuent de pêcher dans les vasières où l'on trouvait jadis de beaux crabes rouges et des araignées de mer, lesquels ont cédé la place à de petits crustacés translucides et anonymes, comme rongés par le ressac huileux, fatigués d'obliquer dans la tourbe.

Quand nous avions l'âge de ne connaître que notre propre âge, nous ne savions pas que notre oncle était déjà plus vieux, car nous prenions, tous les trois, l'oncle, mon frère et moi, grand plaisir à nous déguiser, et l'oncle nous fabriquait des coiffes indiennes et des épées de pirates, et c'était toujours lui qui distribuait les jouets ou qui courait à la fenêtre du premier étage pour lancer le boomerang en direction de mon frère qui attendait, les yeux plissés, les mains en l'air, dans le jardin, et souvent notre oncle nous promenait dans la baie où il nous montrait comment arracher les bulots et comment les avaler tout crus, et il avalait des bulots avec la coquille, et des bigorneaux aussi, et des couteaux, et des algues, et des pieuvres, et l'oncle était un ogre, et à l'époque, il était mince et mou, mais tout de même assez fort pour nous porter sur son dos et tout de même assez souple pour se cacher sous la haie, et quand nous venions pour les vacances, il passait des journées entières à jouer avec

nous, il n'avait rien de mieux à faire, car à l'époque il ne travaillait pas encore à l'abbaye, et il ne s'arrêtait de jouer que pour tirer sur sa cigarette, et la cigarette était peut-être la seule chose qui nous différençait, lui l'oncle et nous les enfants, les vrais enfants.

Cela doit faire plus de vingt ans que l'oncle ne va plus dans la baie, car pour accéder à la baie, il faut longer un sentier étroit, un sentier à flanc de coteau, puis descendre un escalier raide et rocailleux, puis patauger un bon moment dans la plus épaisse des vases, et ce n'est pas pour rien que nous appelons ce chemin le chemin de l'aventure : l'escalier est recouvert d'algues et de lichens, et il peut être très dangereux, très glissant, selon les marées qui mouillent plus ou moins la roche, mais l'oncle n'est plus du genre à crapahuter dans la caillasse : c'est à peine s'il parvient à descendre l'escalier qui mène au salon.

Cet escalier, on pourrait presque dire que l'oncle le descend en rappel, dans la mesure où il le descend pour ainsi dire à reculons, en s'appuyant de tout son poids contre la rampe, face tournée vers les marches et fesses tendues vers le salon, non par fantaisie mais bien parce qu'il doit allonger son torse contre la rampe le temps de reprendre appui sur sa jambe valide, ceci à cause d'une plaque en fer qui l'empêche de plier sa jambe gauche, et le vieux bois de frêne grince à chacun de ses mouvements, et chacun de ses mouvements soulève quantité de poussière, et peu avant la dernière marche l'oncle commence à se redresser, et ce redressement annonce la fin de cette laborieuse descente, et l'oncle enfin pose pied sur le

carrelage du salon, et il peut dès lors se camper dans sa position favorite : pieds joints par les talons, pointes vers l'extérieur, dans une sorte de contrapposto qui rappelle un peu la position des ballerines au repos, alors on se rend bien compte que cette raideur et cette claudication sont dues à une déformation de la hanche, hanche sur laquelle fut un jour vissée une grosse plaque de métal, et c'est depuis ce jour que l'oncle boite et s'essouffle et peine à se déplacer, et c'est aussi depuis ce jour, n'étant pas du genre à se laisser abattre, que l'oncle glisse sur le carrelage du salon, qu'il ne boite pas mais qu'il patine sur ses chaussettes, avec une certaine grâce d'ailleurs, une grâce de ballerine ou de serpillière.

L'oncle, en matière d'activités d'extérieur, se limite aujourd'hui à de petits tours dans le jardin, où il lui arrive, par beau temps, d'installer une cible sur des tréteaux et de tirer à l'arc, ou bien encore de tondre la pelouse, ou bien encore de parcourir cette pelouse en tous sens pour y planter ses pièges à taupes.

Les pièges à taupes sont des machins tubulaires qui émettent des ondes sonores toutes les quarante secondes, des ondes qui font fuir les taupes et que les êtres humains ne sont pas censés percevoir, aussi il est bien possible que nous nous soyons transformés en taupes, mon frère et moi, car notre longue cohabitation fut entrecoupée,

toutes les quarante secondes, par une stridence bien perceptible et dont l'origine ne demeura pas longtemps mystérieuse, et comme les pièges sonnaient également la nuit, nous priâmes l'oncle de les retirer, mais l'oncle qui est parfois coriace refusa d'entendre notre requête, et peut-être alors que nous nous sommes habitués au sifflement désagréable, à moins que nous ne nous soyons finalement transformés en êtres humains.

Quand nous avons commencé notre colocation, mon frère venait de tomber amoureux d'une Barcelonaise et la nuit, dans le noir, il s'échinait à écrire des lettres d'amour en espagnol, et il comblait les creux de sa journée en écoutant des récits pour grands débutants, une fois c'était l'histoire d'un obèse qui voulait participer à un marathon, une autre fois l'histoire d'une princesse qui ne savait pas monter à cheval, et mon frère était prêt à tout pour apprendre l'espagnol, et il a eu le temps de progresser car nous avons passé quatre mois dans la maison de l'oncle en compagnie de l'oncle, ceci pour des raisons que je ne m'explique pas bien, et parfois, je me levais la nuit pour arracher les pièges à taupes, en espérant que l'oncle ne s'en rende pas compte, mais l'oncle, quand ça touche à la traque de ses ennemies les taupes, ne se laisse pas circonvenir, et il réinstallait son piège aux aurores, sous le regard interloqué des premières mouettes.